

Leesha Rose

Tulpen sind rot

Das versteckte Leben
der Leesha Rose

SCM Hänsler

Inhalt

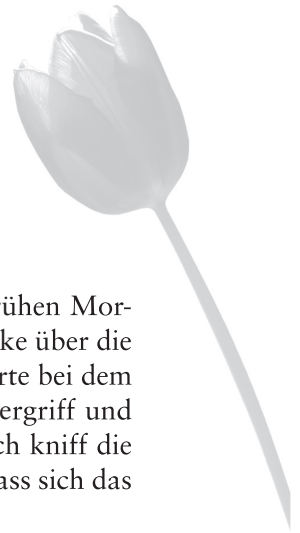
Widmung	5
Danksagung	6
1 Aus heiterem Himmel	7
2 Ruhe vor dem Sturm	15
3 Gefährliche Sicherheit	23
4 Traumland Palästina	31
5 Beunruhigende Nachrichten	38
6 Zwischen den Stühlen	47
7 Vorwärts oder rückwärts?	56
8 Aus dem Weg	67
9 Die Krankenschwester	74
10 Auf und davon	84
11 Vater, lieber Vater	94
12 Eine neue Chance	110
13 Der erste Schritt	119
14 In der Falle	131
15 Abtauchen und abwarten	143
16 Eine neue Familie	154
17 Nicht nur zuschauen	167
18 Das Haus im Park	174
19 Mit ganzem Herzen	189
20 Kaum noch zu ertragen	200
21 Es reicht nicht mehr	215
22 Ein schwerer Schlag	230

23 Einfach durchhalten	248
24 Entscheidende Begegnung	265
25 Der Frieden kommt	282
Nachwort	311
Über die Autorin	314
Zur Lage der Holocaustüberlebenden in Israel	316

Danksagung

Ich möchte meinen Dank gegenüber ganz besonderen Menschen zum Ausdruck bringen: Dr. Hyman Frank, dessen Idee es war, meine Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs niederzuschreiben, und für dessen Unterstützung ich immer dankbar sein werde; meinem guten Freund Herrn Zvi Caspi, dem israelischen Generalkonsul in Montreal, Kanada, für seine große Anteilnahme; Herrn Sam E. Bloch, Verlagsdirektor der Zionistischen Weltorganisation in New York und Generalsekretär des Weltverbands der Bergen-Belsen-Vereinigung, für die Bedeutung, die er meinem Manuskript beigemessen hat, und der Yad-Vashem-Gedenkstätte in Jerusalem, die mir die Nutzung ihrer Bibliothek gestattete. Am meisten aber bin ich meinem Mann zu Dank verpflichtet, der mir in den vielen schmerzlichen Phasen beim Schreiben dieses Buches zur Seite stand, mich bei der Überarbeitung des Manuskripts klug beraten hat und für dessen moralische Unterstützung und unendliche Geduld ich zutiefst dankbar bin.

1 Aus heiterem Himmel



Ein lauter Donnerschlag durchbrach die Stille des frühen Morgens. Ich drehte mich im Bett herum und zog die Decke über die Ohren. Mein Körper, der nach Schlaf verlangte, zitterte bei dem durchdringenden Getöse, während mich die Angst ergriff und wie elektrischer Strom durch meinen Körper fuhr. Ich kniff die Augen zu und lag angespannt da, in der Hoffnung, dass sich das Geräusch nicht wiederholen würde.

Plötzlich ertönte ein gewaltiges Dröhnen, gefolgt von einer Reihe kurzer, abgehackter Schüsse, die rasch aufeinander folgten. Gleichzeitig hörte ich Stimmen und Rufe von Leuten aus den Gärten hinter den Häusern.

»Seht mal, dort drüben! Schaut. Sie springen aus Flugzeugen! Mein Gott! Was ist das? Fallschirme? Ist das eine Übung unserer niederländischen Armee? Aber warum dann das Flakfeuer?«

Ich sprang aus dem Bett und lief in das Schlafzimmer meiner Eltern. Auch sie waren wach und man sah ihnen den Schreck förmlich an. Mein Bruder Paul, der ebenfalls von dem Lärm wach geworden war, öffnete die Fenstertüren zur Terrasse und rannte in den Garten. Wir folgten ihm und die liebliche Luft des Frühlings umgab uns mit ihrem sanften Duft. Mir schien, als würde an jenem unheilvollen Freitag, dem 10. Mai 1940, die frühe Morgensonne geradezu ausgelöscht durch die deutschen Flugzeuge, aus denen hunderte von Fallschirmspringern herausprangen.

Und wieder waren da die abgehackten Geräusche: pop-pop-pop... Jetzt gab es keinen Zweifel mehr. Das war offensichtlich kein Gewitter! »Schnell, schaltet das Radio ein!«, rief jemand.

Unsere Nachbarn standen alle in ihren Gärten oder auf den Balkonen, zeigten in den Himmel über Den Haag und unterhielten sich dabei aufgeregt. Die Kinder verfolgten das Spektakel über ihren Köpfen mit offenen Mündern, während die Erwachsenen

ungläubig die Köpfe schüttelten. Manche weinten ungehemmt und ihnen stand das Entsetzen ins Gesicht geschrieben.

Die Nachrichten begannen mit einer Sondererklärung der Königin Wilhelmina, die vehement gegen die deutsche Invasion protestierte und sie als »den ungeheuerlichsten Verstoß gegen die Verhaltensregeln zwischen zivilisierten Nationen« bezeichnete. Der niederländischen Regierung sei seitens des deutschen Auswärtigen Amtes wiederholt zugesichert worden, die Neutralität der Niederlande würde geachtet.

Als wir die Nachrichten hörten, wurde uns bewusst, auf was für eine riesige Tragödie wir zusteuerten. »Die Deutschen sind in den Niederlanden einmarschiert! Es ist Krieg und wir werden angegriffen.« Über das Radio erfuhren wir das Ausmaß der schrecklichen Neuigkeiten: »Deutsche Luftlandtruppen haben Fallschirmspringer über niederländischen Flugplätzen abgesetzt und die niederländische Luftwaffe überwältigt; deutsche Truppen sind über die südlichen Provinzen Limburg und Noord-Brabant in Belgien eingefallen und marschieren an Rhein und Maas entlang Richtung Rotterdam.« Die Durchsage endete mit der niederländischen Nationalhymne, dem »Wilhelmus«. Wir standen da wie angewurzelt, starr vor Schreck.

Wo war unsere Gegenwehr? Was ist mit unserer niederländischen Flugabwehr und unseren Kampfflugzeugen? Wie haben die Deutschen es geschafft, das Hindernis der »Festung Holland« zu durchbrechen, jenen zentralen Teil des Landes, der durch Gräben, überflutete Gebiete und befestigte Verteidigungsanlagen gesichert war? Jeder spekulierte und stellte Vermutungen an, doch wir alle wurden von einem Gefühl des Unglaubens übermannt und waren wie gelähmt. »So etwas kann hier einfach nicht passieren – nicht in den Niederlanden. Wir waren schon im Ersten Weltkrieg neutral und wollen es auch jetzt bleiben. Die Niederlande wollen keinen Krieg! Die Deutschen haben uns versprochen, dass sie uns in Frieden lassen. Warum haben sie uns angegriffen? Was haben wir ihnen denn jemals getan?«

Gegenwehr

Nach dem ersten Schock über den Angriff der Deutschen saßen wir Tag und Nacht neben unseren Radios, unserer Verbindung zur Welt. In der Nacht hielten wir uns an die Verdunkelungspflicht und Ausgangssperre, die von der niederländischen Regierung angeordnet worden war. Das gesamte Land befand sich in Aufruhr. Ständig waren die Geräusche von Geschützfeuern und Bombardements zu hören. Man warnte uns vor einem möglichen Landesverrat durch die NSB – der Nationalsozialistischen Partei der Niederlande, die sich als »fünfte Kolonne« erweisen könnte –, und wir sollten nach getarnten deutschen Fallschirmspringern Ausschau halten. Bei all dem Verrat und der Verwirrung fiel es schwer, irgendwem zu trauen. Es war verboten, mit den Händen hinter dem Rücken oder in den Taschen zu laufen. Solche Warnungen verstärkten unsere Nervosität zusätzlich. Zwischen den Nachrichten wurden Militärmärsche im Radio gespielt.

Soweit es ging, blieben wir im Haus. Die Lebensmittelläden waren zwar geöffnet, aber die Menschen verrichteten nur die notwendigsten Besorgungen und eilten dann schnell nach Hause zurück. Sie hetzten durch die Straßen, zum Schutz immer ganz dicht an den Hauswänden entlang, und tauchten schnell in Hauseingängen unter, sobald sie deutsche Flieger hörten.

Alle Theater, Kinos, Schulen, Ämter und Geschäfte waren geschlossen. Der Postbetrieb wurde eingestellt. Es fuhren weder Züge, Busse und Straßenbahnen noch Taxen. Lediglich Ärzte, Krankenhäuser und Militärangehörige durften telefonieren. Die Zeitungen umfassten nur wenige Seiten und enthielten kaum Informationen. In Abständen heulten Sirenen auf, um vor drohenden Luftangriffen zu warnen. Es wurde eine Ausgangssperre verhängt, die von 20:00 Uhr bis 6:00 Uhr dauerte.

Sabbat

Zu Hause stieg die Anspannung, wir hatten Angst und befürchteten das Schlimmste. Die Synagogen der jüdischen Gemeinden in den Niederlanden waren am ersten Sabbat zum Bersten gefüllt; die innigen Gebete der Gläubigen waren bis auf die Straßen zu hören.

Mit diesem Freitagabend am 10. Mai 1940 hätte normalerweise unser heiliger Ruhetag begonnen, der in Ehren gehaltene Sabbat; der Tag, dem wir die ganze Woche lang entgegenfieberten. Doch nun versammelte sich meine Familie in einer ganz anderen Stimmung um den Esszimmertisch: mein Vater, stark und entschlossen, meine zarte Mutter, mein fünfzehn Jahre alter Bruder Paul, mein kleiner Bruder Jackie mit seinen vier Jahren und ich, eine siebzehnjährige Oberstufenschülerin. Wir waren uns der Gefühle der anderen bewusst und trauten uns nicht aufzuschauen. Unsere Gedanken behielten wir für uns, aus Angst, sie könnten unsere Empfindungen verraten.



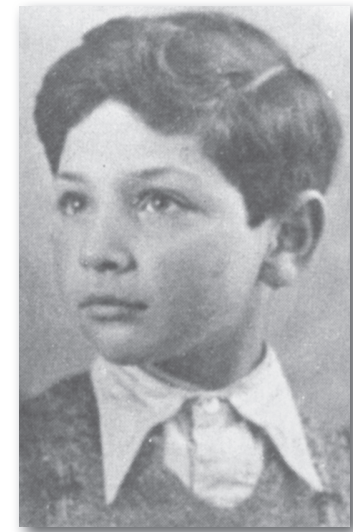
Mutter



Vater



Mein Bruder Paul



Mein Bruder Jackie

Vater erhob den silbernen mit Wein gefüllten Kelch und begann wie jeden anderen Freitag auch, den Kiddush zu rezitieren, den Segensspruch zur Eröffnung der Feier. Er tat es mit geschlossenen Augen, voller Hingabe und Konzentration. Doch als er die Passage erreichte, in der es heißt »*Ki vahnu vaharta v'otanu kidashita...* – Allmächtiger Gott, du hast uns auserkoren und gesegnet«, brach seine Stimme und Tränen liefen über sein Gesicht. Das war das erste Mal, dass wir Vater weinen sahen, und uns überkam eine Vorahnung und das unheilvolle Gefühl von Leid und Unglück, das uns bevorstand.

Zum ersten Mal, seitdem ich denken konnte, wurde der Sabbat nicht von den üblichen Gesängen und der sonst so fröhlichen Stimmung begleitet. Unsere Kehlen waren zu sehr durch die Trauer zugeschnürt, als dass wir das traditionelle Sabbatmahl hätten genießen können. Mein Vater murmelte die Zmirot, die traditionellen Sabbatgesänge, kaum hörbar vor sich hin.

Als strenggläubige Juden schalteten wir unser Radio am Sabbat nicht an, daher überbrachten uns unsere nichtjüdischen

Nachbarn die neusten Nachrichten: »Die niederländische Armee kämpft tapfer. Dennoch sind die deutschen Truppen im Norden ohne viel Widerstand bis zum IJsselmeer vorgedrungen. Entlang der Verteidigungslinie an Rhein und Maas sind erbitterte Kämpfe entfacht. Der Kontakt zu Belgien wurde abgeschnitten.« Dieser erste Sabbat im Mai 1940 war für uns alle ein schwarzer Tag.

Unsere Nachbarin, Frau van Heeren, zeigte uns ein Flugblatt, das die deutschen Flieger abgeworfen hatten. Uns packte das Grauen, als wir lasen: »Die Stadt ist von deutschen Truppen umzingelt. Jeder Widerstand ist zwecklos.«

»England wird das nicht weiter hinnehmen!«, rief Paul wütend. »Die Alliierten wissen, dass sie nun dringend gebraucht werden, um die Niederlande zu retten. Ihr werdet schon sehen, die schlagen so schnell zu, dass die Deutschen gar nicht wissen, was sie getroffen hat!«

Meine Freundin Kitty, die auf der Straßenseite gegenüber wohnte, kam zu unserem Haus gerannt. Wir waren so froh einander zu sehen, dass wir uns umarmten und weinten. Worte waren überflüssig, wir verstanden und teilten die Gefühle der anderen. Sie erzählte uns von einer weiteren Neuigkeit, die sie bei ihrem Nachbarn Herrn Jansen aufgeschnappt hatte: »Die Deutschen haben die drei Flugplätze um Den Haag – Valkenburg, Ockenburg und Ypenburg – bombardiert und dort unzählige Fallschirmjäger abgesetzt. Unsere niederländischen Truppen haben sich ihnen mutig entgegengestellt und sie von den Flugplätzen vertrieben. Diese Schlacht hat Den Haag und die niederländische Regierung gerettet. Eine der Hauptmissionen der Angreifer war es, am ersten Tag der Invasion die königliche Familie und die Minister gefangen zu nehmen.«

Regierungskrise

Am 11. Mai legte der Ministerrat der Königin nahe, Sicherheitsvorkehrungen für die königliche Familie zu treffen. Am 12. Mai setzten Kronprinzessin Juliana und ihr Ehemann, Prinz Bernhard,

mit ihren Kindern auf einem englischen Zerstörer nach England über. Der Prinz kehrte umgehend zu den niederländischen Truppen zurück, die in Zeeland kämpften.

Am 13. Mai teilte General H. G. Winkelmann, der Oberbefehlshaber der niederländischen Streitkräfte, der Königin mit, dass er nicht länger für ihre Sicherheit garantieren könne. Auf ihren Wunsch hin brachte ein weiterer englischer Zerstörer auch sie nach England. Der Regierungsstab folgte ihr im Laufe des Tages.

Nach ihrer Ankunft in London veröffentlichte die Königin eine Erklärung, in der sie die Gründe für ihre Flucht aus den Niederlanden darlegte. Von England aus war es ihr am besten möglich, die Interessen ihres Landes zu schützen. Außerdem blieb ihr hier ausreichend Handlungsfreiheit. Wäre sie in die Hände des Feindes gefallen, wäre alles verloren. Sie versprach, dass der Kampf gegen die Invasoren bis zum Sieg von London aus weitergeführt werden würde. Schließlich erklärte sie London zum Regierungssitz der Niederlande.

Wir fühlten uns verloren. Am Dienstag, dem 14. Mai, schien die militärische Situation bereits hoffnungslos. Die niederländische Luftwaffe war nahezu ausgelöscht worden. Die britische Luftwaffe war in verzweifelte Kämpfe um Frankreich und Belgien verwickelt. Die Deutschen hatten mithilfe von Spionen und ihrer eigenen Luftüberwachung unsere Befestigungsanlagen ausgekundschaftet. Sie hatten die »Festung Holland« von Belgien abgeschnitten und sich in der Nähe von Rotterdam festgesetzt. Nun drohten sie, alle niederländischen Städte, angefangen mit Rotterdam, zu bombardieren, sollten die Niederlande sich nicht ergeben. Die Verhandlungen zogen sich über das von den Deutschen gesetzte Ultimatum hinweg. So kam es, dass die deutsche Luftwaffe mit einer Angriffswelle nach der anderen mit ihren Heinkel-Bombern den größten Teil von Rotterdam zerstörte.

Wir waren schutzlos ausgeliefert, das machte es ihnen einfach! Ungehindert flogen die deutschen Bomber tief über die Stadt hinweg und suchten sich ihre Ziele mit höchster Präzision aus. Das Stadtzentrum verwandelte sich auf einen Schlag in eine Feuerhölle voller dicker, schwarzer und orangener Wolken, die